

Zeitschrift: Die Alpen : Monatsschrift für schweizerische und allgemeine Kultur
Herausgeber: Franz Otto Schmid
Band: 5 (1910-1911)
Heft: 12

Buchbesprechung: Bücherschau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Bücherschau

Richard Wagner und Robert von Hornstein. Wer vorher noch nicht klar sah, dem hat die Publikation der Autobiographie Richard Wagners die Augen über seinen Charakter geöffnet. Daß er edelmütig war, junge Talente förderte, sich für das Schaffen anderer interessierte und eine auch nur elementare Bescheidenheit an den Tag legte, wird niemand mehr behaupten wollen. So groß der Künstler war, so klein der Mensch.

Während es der Schwester Nieszkes überlassen blieb, das Leben ihres Bruders so darzustellen, wie sie es wünscht, hat Wagner selbst für die „Verbesserung“ derjenigen Tatsachen gesorgt, die er einer andächtigen Nachwelt vorzuenthalten oder auf besondere Weise darzustellen gedachte. Für diese Art der Historiographie bietet uns die Broschüre von Ferdinand von Hornstein: „Zwei unveröffentlichte Briefe Richard Wagners an Robert von Hornstein“ (E. W. Bonsels & Cie., Verlag, München 1911), ein reizendes Musterbeispiel.

Wagner spricht in „Mein Leben“ einiges von dem „Tölpel“ von Hornstein, den er auch sonst nach Kräften lächerlich und klein macht. Daß Hornstein Wagner an feiner Bildung, Takt und Anstand überlegen war, unterliegt keinem Zweifel. Man kann sich also die Gefühle denken, mit denen er Wagners Brief las, dem wir einige Stellen entnehmen: „Ich höre, Sie sind reich geworden, . . . bedarf eines sofortigen Vorschusses von 10,000 Fr. . . . möglich, wenn Sie wollen, wird es Ihnen jedenfalls sein. So zeigen Sie, ob Sie ein rechter Mann sind. . . . Sie

müssen sich dann gefallen lassen, nächsten Sommer auf einem Ihrer Güter, am liebsten im Rheingau, für etwa drei Monate mich bei sich aufzunehmen.“

Als Hornstein auf diese unverschämte Anrempelung höflich und doppelt ablehnend antwortete, daß er nicht reich sei und am Schlusse den Wunsch aussprach, die Tristanaufführung möge doch im nächsten Winter (1861) zustandekommen, erhielt er von Wagner folgenden, in seiner naiven Selbstüberhebung und plumpen Feierlichkeit köstlichen Brief: „Ich glaubte Unrecht zu tun, eine Antwort, wie Sie mir sie geben, ungerügt zu lassen. . . . Das Innwerden Ihrer Unziemlichkeit dürfte Ihnen gut tun. — Wenn Sie auf keinem Ihrer Güter eingerichtet sind, um mich zu empfangen, so hatten Sie die von mir Ihnen gebotene, auszeichnende Gelegenheit zu ergreifen, sofort, da wo ich es wünschte, das Nötige herrichten zu lassen. Den Wunsch, den Sie in bezug auf meinen Tristan schließlich aussprechen, hätten Sie unterdrücken sollen; nur wenn Sie meine Werke gänzlich ignorierten, konnte Ihre Antwort hingehn. . . . Auf gegenseitige Diskretion rechne ich, wie ich sie anbiete.“

Aus dieser Diskretion ist nun nichts geworden. Hornstein war offenbar „kein rechter Mann“, und der Fall, daß sich ein Mann von Wagnersgleichen wieder an ihn wandte, hat sich, wie dieser richtig voraussah, schwerlich wieder ereignet. Denn solche Unverfrorenheit ist selten, und das Anpumpen dürften wenige so gut verstanden und so reichlich praktiziert haben als Richard Wagner. Man

kann es dem Sohne Hornstein gewiß nicht verargen, daß er die von Wagner durch seine Schmähungen des alten Hornstein gebrochene Diskretion nun seinerseits bricht und auch das reizende Geschichtchen nicht vorenthielt, daß die bei Wagner Eingeladenen stets einige Weinflaschen mitzubringen hatten, und daß er einmal die in ihrer Unwissenheit den höfischen Kodex Verletzenden mit den Worten anschrte: „Soll ich nun jedem der beiden Herrn auch noch einen Taler schenken?“

Nein, von feiner Erziehung und gutem Geschmack war bei Wagner verzweifelt wenig zu spüren, da sein Größenwahn ihn an der eigenen Erziehung zu arbeiten, überhob, und niemand diese hochnötige Funktion zu übernehmen sich getraute. Es fragt sich nun, ob noch andere kommen und gegen die historische Treue der Wagnerschen Autobiographie, da wo sie dem lieben Nächsten Fußtritte erteilt, Protest erheben werden. Wendelin Weißheimer hat in dieser Richtung schon manchem in seinen „Memoiren“ ein Licht aufgesteckt.

Aber es wird noch Jahrzehnte dauern, bis wir Wagner nicht nur in seiner unleugbaren Künstlergröße, sondern auch in seiner echt menschlichen Beschränktheit, nüchtern und wahrheitsgetreu, zu sehen gelernt haben. Bis zur Stunde ist das selbst hochgebildeten und feinfühligen Menschen nicht selten versagt. Die Memoiren sind besonders für die Schweiz eine schwere Enttäuschung gewesen. Für das Viele, was er ungezählt von zahlreichen Freunden während seines Zürcher Aufenthalts empfing, hat er kein Wort des Dankes und über alles, was andere ihm Gutes erwiesen, gleitet er mit affenartiger Geschwindigkeit hinweg, um sich bei dem Unverständnis der Zürcher für seine Pläne aufzuhalten, das die Zeitgenossen in Deutschland und anderswo ebenso stark an den Tag legten. „Nur die Lumpen sind bescheiden,“ dachte Wagner mit Goethe, aber er vergaß

ein anderes Wort Spittellers: „Ein feierlicher Kerl ist niemals groß.“ E. P.-L.

Paul Wislicenus: Shakespeares Totenmaske. 107 S. Bei H. Hohmann, Darmstadt.

Wer war Shakespeare? Wohl weiß ich, daß es ungezählte Menschen gibt, denen die Beantwortung dieser unangenehm aufrüttelnden und mahnenden Frage ohne jedes Interesse ist, die glücklich und zufrieden sich fühlen in dem Besitze der einzigartigen Schöpfungen eines Kolossalgenies, ohne sich darum zu kümmern, wer sie schuf. Doch weiß ich auch, daß es andere gibt, die untröstlich sind, daß wir gerade über diesen Dichter so wenig und so Unzuverlässiges wissen und die glauben, daß es von nicht geringerer Bedeutung wäre, hier Licht zu schaffen, wie bei Goethe, dessen Leben und Sein von denselben Gelehrten bis ins kleinste Detail hinein ausgeschlachtet wird, denen die Identität des größten Genius aller Zeiten und Völker Hekuba ist. Es ist auch zu bequem, an der Überlieferung festzuhalten, auch dann, wenn sie sich als haltlos erwies und ernsthafter Forschung und Logik auf den ersten Hieb schon erlag!

Doch versucht nicht auch Paul Wislicenus in seiner Studie verlorenes Gebiet wieder zurückzuerobern, die längst und gewaltig erschütterte Tradition wieder zu beleben und zu befestigen? Auf die Sturmschriften der Baconianer und die revolutionäre, mit einzigartiger Logik und Rücksichtslosigkeit in alle Verhältnisse hineinleuchtende Shakespeare-Untersuchung Karl Bleibtreus hinab war ein solches Unternehmen mit Sicherheit zu erwarten. Daß es trotz aller als unumstößlich zutage geförderter Tatsachen nicht weniger selbstbewußt und absolut auftritt, als jene, wer will ihm das verargen? Die menschliche Überzeugung bekundet sich nun einmal in

Positivismen, und wer, der Wislicenus persönlich kennt, wird es wagen, ihm die Überzeugung dessen, was er uns hier vorführt, abzusprechen, den tiefen wissenschaftlichen Ernst zu verkennen, mit dem er die Beweisführung für die Annahme antritt, daß der geniale Schöpfer der sechsunddreißig unter dem Autorennamen „Shakespeare“ erhaltenen Bühnendichtungen der Schauspieler und Theaterdirektor William Shakespeare war? . . .

Nun ist es ernsthaften Denkern stets als geradezu absurd erschienen, daß ein mittelmäßiger Schauspieler, dessen Leben so wohl ausgefüllt war, daß er kaum Zeit zur Lektüre fand, daß ein Mann, der Bucherzinsen nahm und Geldprozesse führte, dessen Kinder Analphabeten (!) waren und dessen Nachlaß auch nicht ein einziges Manuskript enthielt, der geniale und hochgebildete Dichter eines „Hamlet“ und „Macbeth“ und von Werken gewesen sein soll, die geradezu ein universales Wissen und Kenntnisse verraten, die nur einem Eingeweihten des Elisabethanischen Hofes und seiner intimsten Vorgänge zu eigen sein konnten, und die Baconianer und Vertreter anderer Hypothesen haben ein so erdrückendes Tatsachenmaterial ans Licht gefördert, daß dieser Zweifel notwendigerweise zur Gewißheit sich verdichten würde, wenn es anderseits nicht eine ganze Menge von Argumenten gäbe, die ein definitives Urteil verwirren. Wenn der Schauspieler Shakespeare von Stratford am Avon nicht der Dichter ist, wer ist es dann? Bacon? Das ist längst aufs entschiedenste widerlegt. Southampton, wie ein Forscher annahm? Kaum. Lord Rutland, der Held der Bleibtreuschen Hypothese? Wie manches für seine Autorschaft auch sprechen mag und so eindringlich diese von Bleibtreu plaidiert wird, — so lange weitere, greifbare Belege fehlen, müssen

wir auch hier noch zweifeln. So viel aber scheint jedenfalls wahrscheinlich, daß Shakespeare eine hochgestellte, dem Hofe womöglich verwandte Persönlichkeit von universaler Bildung war, die in ihren Dichtungen eigenste Erlebnisse wiedergab. Wenn dem aber so ist, meint Wislicenus sehr richtig, was kann dann diese Persönlichkeit dazu bewogen haben, sich hinter einem Strohmanne zu verbergen, und, was noch wichtiger ist, ihr Geheimnis mit ins Grab zu nehmen? Hat die Welt schon je ähnliches erfahren? Und war ein solches Versteckensspiel auf die Dauer und über das Grab hinaus überhaupt denkbar? Die Welt und auch seine Freunde schienen ja an der Autorschaft des Theaterdirektors nicht zu zweifeln, und Wislicenus weiß für diese eine Anzahl von Indizien aufzuführen, die sich in der Tat recht schlagend anhören, so vor allem, wenn er von der Darmstädter Totenmaske und ihren Zusammenhängen mit den sogenannten und mannigfaltigen Shakespeare-Bildnissen spricht. . . .

Daß die Totenmaske, die ein Graf Kesselstadt zu Ende des 18. Jahrhunderts auf einer Reise in England erstand und die auf Umwegen nach Darmstadt gelangte, in Wahrheit die unverkennbaren Züge eines bedeutenden Kopfes trägt, darüber läßt sich nicht streiten, wenn man auch einwenden könnte, daß die menschliche Physiognomie nur zu häufig trügt und schon manches hervorragende Gesicht nur Unbildung und Borniertheit zur Maske diente. Ließe sich darum mit aller Bestimmtheit nachweisen, daß die Maske wirklich von Shakespeare und nur von ihm genommen, so würde sie naturgemäß ein Hauptindizium für dessen Autorschaft abgeben. Denn das muß auch ein Blinder zugeben, daß dieser Kopf sehr wohl einen „Hamlet“ zu erzeugen vermochte. An Größe und Genie fehlt es ihm

wahrlich nicht. Doch was auch Wislicenus nicht ganz gelingen will, das ist — so scheint mir wenigstens — der überzeugende Nachweis, daß die Totenmaske wirklich von Shakespeare stammt. Die darin eingravierte Jahreszahl — das Todesjahr 1616 des Schauspielers — allein kann doch dafür nicht ausschlaggebend sein! Verzichtete ihr Schöpfer auf die Eingravierung des Namens, warum nicht auch auf die des Sterbepjahres? War dieses leichter zu merken, als jener? Doch, wie Mr. Page schon nachwies: die Masse der Maske und ihre Grundzüge stimmen mit denen jener Büste überein, die 1723 von den Angehörigen des Dichters diesem in der Stratford Church gesetzt wurde, und die — das steht fest — nach der Darmstädter Totenmaske gestaltet wurde. Wie nun aber, wenn diese letztere nur untergeschoben wäre, wenn Mrs. Stopes mit ihrer Annahme im Rechte wäre, daß die Büste 1746 umgestaltet wurde, und zwar erst dann nach der Totenmaske? Das Vorhandensein der übrigens so ganz und gar von dem Original abweichenden Stiche in früher bereits, immerhin erst im 18. Jahrhundert, erschienenen Gesamtausgaben des Dichters bildet dazu doch keinen Gegenbeweis! — Jedenfalls hat die besagte Totenmaske als die Shakespeares figuriert, war sie als solche bekannt, und wer vermöchte zu beweisen, daß sie nicht erst bei der Renovation der Büste, 130 Jahre nach Shakespeares Tod also, zu Rate gezogen wurde? Was aber ihre Verwandtschaft mit den diversen, einander so sehr widersprechenden sogenannten Shakespeare-Bildnissen, die mit zwei Ausnahmen unshakespeareisch genug erscheinen, anbelangt, so kann von einer solchen doch fast nur dort gesprochen werden, wo die Wissenschaft längst aufs entschiedenste jede Möglichkeit einer Identität ablehnte: beim Chandos-Porträt. . . .

So ganz zu überzeugen vermag also auch Wislicenus nicht. Schade, daß er im Texte nicht so freigiebig war, wie im Illustrationsmaterial und daß er häufig an Stellen, an denen man ein Eingehen unbedingt erwartete, sich mit einem Hinweis begnügte. Auch wäre es von Vorteil gewesen, wenn der Stoff etwas übersichtlicher, in einzelnen Kapiteln mit Überschriften, angeordnet wäre. Die Sprache ist knapp und prägnant, der Stil klar und durchsichtig, die Ausstattung vornehm und künstlerisch, mit Titelzeichnung von Hermann Pfeiffer in Darmstadt. Alles in allem ein hochinteressanter und lesenswerter Beitrag zur Shakespeare-Forschung, dem es an verdienter Beachtung und Würdigung nicht fehlen wird.

Dr. S. Markus.

Farbige Meisterbilder. Der unerwartete Erfolg der nun bei Nummer 200 angelangten „Meisterbilder“ des „Kunstwart“ und die Tatsache, daß dieses anfangs stark subventionierte Unternehmen nun auf sich selbst stehen kann, ließ natürlich auch den Wunsch nach kolorierten Meisterbildern im Publikum wach werden. Diesem Begehren kam die Kunstanstalt Kömmler & Jonas in Dresden A, Blasewitzstraße 27, entgegen. Sie versucht es zunächst mit 50 Pfennig-Ausgaben in der Sammlung „Bunte Blätter“. Es erschienen in dieser Ausgabe 56 Nummern. Der größere Teil ist den Niederländern gewidmet. Es erscheinen auch ein paar Italiener, Raffael, Reni, Verelli, Dolci, Palma Vecchio, Cignano, Michelangelo, Correggio und ein paar Deutsche, sogar ein Lorrain und Piatard. Leider existiert kein Gesamtkatalog dieser älteren Sammlung. Die Umschlagdecke enthält keinerlei Hinweise. Sonderbarerweise ist auch das Format jeweilen um ein Weniges verschieden. Der Durchschnitt beträgt 22:30 cm. Die Ausführung

ist musterhaft und ungemein preiswürdig; aber das Unternehmen scheint nicht rentabel gewesen zu sein. Einzelne Blätter, sogenannte Sonderausgaben, unter denen sich Werke von A. L. Richter, G. A. Kunz, Adolf Thamm (im ganzen 12 Stück) finden, scheinen zu einer Mark abgegeben zu werden.

Kunmehr tritt der Verlag mit einem neuen Unternehmen, der sogenannten „Kunstammer“, auf den Plan, zwölf Nummern, ausschließlich der deutschen Kunst gewidmet, liegen vor: 2 Liebermann, Stevogt, Corinth, Kampf, Rhein, Hübner, von Brodhusen, Uhde, von Zügel, Stadler, Sied. Größe ebenfalls 24×30 cm, auf Karton 33×46 cm. Preis 2. 50 Mk. ausgewählt und mit Texten versehen von Ewald Bender.

Auch dieses Unternehmen in seiner vorzüglichen Ausstattung kann nur warm empfohlen werden; aber man verhehle sich doch nicht, daß mit dem zweimal gestiegenen Preis der erste Zweck der Sammlung verfehlt wurde. Es kam darauf an, dem *Booker* für sein Heim etwas zu bieten. Das kann bei dem Preise von 25 und auch von 50 Pfennigen noch möglich sein; bei einer Mark und $2\frac{1}{2}$ Mark ist es ausgeschlossen. Obwohl uns eine gute schwarze oder getönte Wiedergabe des Kunstwerkes hundertmal lieber ist, als eine mittelmäßige Kolorierung (und wie könnte sie ohne weitere Fortschritte der farbigen Photographie dem Original wirklich ganz nahekommen?) so begreift man doch die Notwendigkeit einer billigen kolorierten Sammlung für den weniger verfeinerten oder gebildeten Geschmack. In Schulen, Arbeiterhäusern usw. wird man an fertigen Reproduktionen stets größeren Gefallen finden. So begrüßten wir mit Freuden die Anfänge der Sammlung von Kömmler & Jonas und bedauern das Eingehen der billigen Serie. Möchten

doch wenigstens die bisher à 50 Pfennige erschienenen Nummern zum gleichen Preise wieder abgegeben werden, wenn sich durchaus kein Mäzen findet, der, wie beim Kunstwart, 10,000 Mark in ein Unternehmen stecken will, das ohne ihn notwendigerweise ein geschäftliches bleiben und nach kaufmännischen Grundsätzen geleitet werden muß. Soeben geht uns der Ende Juli erschienene Gesamtkatalog des Verlages zu (reich illustriert, Preis 50 Pfg.), der auf 96 Seiten alle nötigen Angaben liefert.

Die 56 „Bunten Blätter aus aller Welt“ sind à 1 Mark, sei es mit Umschlag und erklärendem Text, sei es mit Karton in der Größe 33×46 cm, ohne Umschlag erhältlich. In einer Sonderausgabe, vier Blatt auf Karton (36×27 cm) in einem Umschlag mit Begleittext auf der Innenseite, zu 3.50 Mark, existieren 8 Bilder von Rembrandt, Hals, Holbein d. J., Anton Graff, Veronese, Jacopo Palma, Metsu und Wereschtschagin.

Eine andere neue Sammlung à 1 Mark nennt sich „Dreifarbenkunst“ und bietet 35 Bilder von volkstümlichen Malern der Gegenwart auf großem und kleinem Karton mit und ohne Umschlag. Dazu kommt eine Sammlung von 4 Stilleben à 1 Mark und endlich Kunstblätter Kleinformat (9×14 cm) auf Büttentarten ($16\frac{1}{2} \times 24\frac{1}{2}$ cm), eine Sammlung von ca. 120 Nummern, meist die schon genannten Stücke en miniature darstellend, denen sich noch eine Blumen-, Früchte-, Tierbilder- und Stillebensammlung angliedert.

Uns will scheinen, es werde hier in bester Absicht des Guten in verwirrender Fülle allzuviel geboten, aber es ist doch gut, wenn schließlich jedem Geschmack Rechnung getragen wird. Auf den Ausbau der 1 Mark-Sammlung „Bunte Blätter aus aller Welt“, ihre Ergänzung und

womöglich der Reduktion des Preises auf 75 Pfennige (1 Fr.) sollte der Verlag unserer Meinung nach am meisten bedacht sein. Hier liegt seine Originalität und seine eigentliche erzieherische Mission. E. P.-L.

Eugen Reichel. Gottsched. Erster Band. Gottsched Verlag, Berlin.

Johann Christoph Gottsched . . . wer nennt heute noch seinen Namen? Der Literaturprofessor, weil er ihn in seiner Vorlesung über die deutsche Literatur des 18. Jahrhunderts nicht umgehen kann. Und nicht selten verzieht sich bei dem Namen *Gottsched* der Mund zu einem spöttischen, fast geringschätzigen Lächeln, besonders dann, wenn die beiden Zürcher Bodmer und Breitinger gegen ihn ausgespielt werden. Wer diesem Namen aber hier nicht begegnet, der trifft ihn in Goethes „Wahrheit und Dichtung“ und trägt dann das Bild nach Hause: „Der Bediente führte uns in ein großes Zimmer, indem er sagte, der Herr werde gleich kommen. Ob wir (Goethe und Schloffer) nun eine Geberde, die er machte, nicht recht verstanden, wüßte ich nicht zu sagen; genug, wir glaubten, er habe uns in das anstoßende Zimmer gewiesen. Wir traten hinein zu einer sonderbaren Szene; denn in dem Augenblicke trat Gottsched, der große, riesenhafte, breite Mann, in einem grün damastnen, mit rotem Taft gefütterten Schlafrock zur entgegengesetzten Tür herein; aber sein ungeheures Haupt war kahl und ohne Bedeckung. . . . Der Bediente sprang mit einer großen Allongeperücke auf der Hand (die Locken fielen bis auf den Ellbogen) zu einer Seitentüre herein und reichte den Hauptschmuck seinem Herrn mit erschrockener Geberde. Gottsched, ohne den mindesten Verdruß zu äußern, hob mit der linken Hand die Perücke von dem Arme des Dieners, und indem er sie sehr geschickt auf den Kopf schwang, gab er mit seiner rechten

Hand dem armen Menschen eine Ohrfeige, daß dieser, wie es im alten Lustspiel zu geschehen pflegt, sich zur Tür hinauswirbelte, worauf der ansehnliche Altvater uns ganz gravitatisch zu sitzen nötigte. . . .“

Daß diese Charakteristik Gottscheds für die Leipziger Zeit des jungen Goethe zutreffen mag, soll nicht in Abrede gestellt werden. Damals erschien den Zeitgenossen Gottsched ein überwundener Standpunkt, und nichts ist verständlicher, als daß dieser Mann, seiner großen Verdienste um das deutsche Geistesleben wohl bewußt, nur mit Widerwillen von dem Podium herabstieg, auf welches seine Fähigkeit und Tatkraft ihn erhoben hatten.

Drei deutsche Literaturhistoriker haben sich bisher mit dem Gottschedproblem befaßt, und alle haben das Resultat ihrer Arbeit in umfangreichen Biographien niedergelegt: Wolff, Danzel und Wannick. Aber keiner von ihnen ist der Aufgabe gerecht geworden. Erst das zwanzigste Jahrhundert sollte den Gottschedbiographen uns bringen, der über der Parteien Haß, dem großen Reformator der deutschen Literatur endlich das ihm gebührende Denkmal setzt, der eine Rettung unternimmt, die, wie es schon lange nicht mehr der Fall war, in ganz andere, den bisherigen Forschungen direkt entgegengesetzte Ergebnisse ausläuft. *Emil Reichel* hat es als Lebensaufgabe betrachtet, Johann Christoph Gottscheds Werk gerecht zu werden, und so legt er, der schon viele wertvolle Arbeiten über seinen „Helden“ veröffentlichte, den ersten Teil seiner Arbeit in dem 760 Seiten umfassenden ersten Bande seiner groß angelegten Gottschedbiographie nieder.

Vor allen Dingen handelte es sich um eine durchgehende Räumungs- und Ergänzungsarbeit, die Reichel auf Grund eines freien unabhängigen Urteils und unter Be-

nützung neuer Quellen durchführt, so daß wir ein vollständig anderes Charakterbild Gottscheds erhalten: den neuen Gottsched. Denn in gänzlich veränderter Gestalt tritt er uns jetzt entgegen. In einer gründlich geschriebenen Einleitung gibt der Verfasser ein klares Bild der Zeit nach dem dreißigjährigen Kriege, indem er das Kultur- und Geistesleben der zwei ersten Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts in Deutschland beleuchtet. Das erste Kapitel der neuen Gottschedbiographie behandelt die „Spiel- und Lehrjahre“, das zweite schildert Gottscheds Entwicklung in der Fremde — denn fremd war dem Ostpreußen das Pleißeathen — dringt in die den jungen Studenten — er war damals 24 Jahre alt — umgebenden Verhältnisse und führt uns in die schriftstellerischen Aufklärungsbestrebungen des Magisters der Leipziger Hochschule ein. Jene beginnen vor allem mit der großen Tat: der Gründung der moralischen Wochenschriften „Die vernünftigen Tadlerinnen“ und „Der Biedermann“. Wie viel unabhängiger doch von allen Vorbildern als die Herausgeber der „Diskurse der Maler“, Bodmer und Breitinger, die sich ja geradezu ängstlich an den Londoner „Spectator“, ja zum Teil abschriftstellernd an ihn gehalten haben. (Den Beweis liefert Th. Wetters Untersuchung, auf die Reichel übrigens mit Vorteil hätte hinweisen können.)

Neben diesem anregend und eingehend geschriebenen Kapitel verfolgt der Verfasser Gottscheds äußere und innere Schicksale weiter, schildert seine fruchtbringende Tätigkeit als Senior der „Deutschen Gesellschaft“ und führt den Leser endlich durch Gottscheds „Versuch einer dramatischen Dichtkunst“ hinein in die Anfänge des Dramaturgen und Bühnenreformators, um den ersten Band abzuschließen, wo Gottsched auf der Höhe seines Lebens steht.

Es wäre wirklich zu wünschen, daß diese an Ergebnissen überreiche Arbeit recht bald zum Abschluß käme und dort Eingang fände, wo sie hingehört: in die Bibliotheken der deutschen Hochschulen und Seminare, und nicht zuletzt in die Bibliotheken derjenigen Literaturhistoriker, die Gottsched immer noch als Nebensächlichkeit behandeln und sich durchaus nicht überzeugen lassen wollen, daß Gottsched unendlich viel geleistet hat, und als eine markante Persönlichkeit am Eingang der deutschen Kultur- und Geistesgeschichte des 18. Jahrhunderts steht. M. R. K.

Eduard Fuchs: Illustrierte Sittengeschichte vom Mittelalter bis zur Gegenwart. 3 Bde. à 20 Mk., in Leinen gebunden à 25 Mk. Verlag Albert Langen in München.

Endlich einmal ein Mann, der es wagt, die ungeschminkte Wahrheit zu sagen, „die Dinge in ihrer Konsequenz zu Ende zu denken“, mit der bald aus Feigheit, bald aus Unverstand begangenen Geschichtsfälschung rücksichtslos aufräumend, historische und kulturelle Tatsachen und Verhältnisse zu konstatieren, an deren absolutem Bestande sich nicht rütteln läßt. Daß Mut und Unabhängigkeit zu einem solchen Unterfangen gehören, daran wird man um so weniger zweifeln, als es sich dabei um das heikelste aller Themata handelt, um ein Objekt, das man bisher nur mit größter Zurückhaltung und Scheu anzufassen wagte, d. h. wenn nicht plump-pornographische Tendenzen sich seiner bemächtigten, um mit seiner Hilfe aus der sinnlichen Reizbarkeit und erotischen Übersensibilität gewisser Leute und Klassen in schändlichster Weise Kapital zu schlagen. Mit diesen einerseits philiströsen, andererseits verwerflich pornographischen Wegen der sittengeschichtlichen Darstellung endgültig gebrochen zu haben, dieses Verdienst gebührt Eduard Fuchs, dem kühnen Verfasser

der klassischen Werke über die „Geschichte der erotischen Kunst“ und die „Frau in der Karikatur“. Wie kein Zweiter war er, den weitgehendste Studien und tiefste Einsichten zum besten Kenner der menschlichen Sitten von Vergangenheit und Gegenwart machten, dazu berufen, diese in zusammenfassender Darstellung vorzuführen. Ein Blick in sein bereits in zwei Bänden vorliegendes Werk genügt, um darzutun, mit welcher Sachkenntnis und Überlegenheit er seinen Stoff zu meistern versteht, mit welcher wissenschaftlicher Schärfe und psychologischer Feinesse er das ungeheure Material zu durchdringen und in seine Grundelemente aufzulösen vermag. Dokumente literarischer wie künstlerischer Art bilden dabei seine Anhaltspunkte, Anhaltspunkte von einer Schlagkraft und Perspektive, die verblüffen. Auf ihnen, auf Fastnachtspielen, Satiren, zeitgenössischen Darstellungen, amtlichen und privaten Dokumenten, Memoiren, gesetzlichen Erlassen, Volksliedern und Versdichtungen, Briefsammlungen und dem großartigen Schatz an Gemälden, Kupfer- und Stahlstichen und Drucken baut sich eine Sittengeschichte auf, und so stark ist sie von all diesen Elementen durchsetzt, daß wir in ihr zugleich eine der wertvollsten Materialsammlungen und kunstgeschichtlichen, wie literarischen Abhandlungen zu erblicken haben.

Freilich: jedermann wird man dieses Werk nicht ohne weiteres in die Hände geben dürfen, ebensowenig wie den Dekameron Boccaccios, die Erzählungen der Königin von Navarra, die Romane Brantömes, die Novellen Cornazanos, die Verse Clement Marots, die Schriften eines Murner, Sebastian Brant, Geiler von Kaisersberg und Bebel zc., die alle zu wiederholten Malen in dem Werke zitiert erscheinen und die gleich den zahllosen Reproduktionen von Werken der bildenden Künste von dem üb-

lichen Verschleierungs- und Brüderiesystem weder etwas wissen noch wissen wollen. Ganz so auch Fuchs. Er ist sich der Heikelkeit seiner Aufgabe sehr wohl bewußt; doch mit der Entschlossenheit und Unerbittlichkeit des Forschers und Wissenschaftlers, dem es um letzte Dinge und Wahrheiten zu tun ist, haut er erbarmungslos Gestrüpp und Unkraut, das ihm hindernd in den Weg tritt, zusammen, stets und immer bestrebt, jedes Ding bei seinem Namen zu nennen, alle Zweideutigkeit zu vermeiden und vor keiner noch so bitteren Wahrheit zurückzweichen. An solchen fehlt es seinem Werke denn auch nicht, und mehr wie einer, mag er nun Fürst oder Pfaff, Adliger oder Bürgerlicher, Städter oder Bauer, Mann oder Weib sein, dürfte an ihnen zu schlucken haben. Was den betroffenen Leser aber stets bei aller Derbheit und Rücksichtslosigkeit von Ausdruck und Urteil mit dem Verfasser wieder aussöhnen wird, das ist dessen objektive, alles verstehende und alles begründende Art, ist das menschliche Mitgefühl und die Fähigkeit des seelischen Nachempfindens, die aus jeder seiner Zeilen sprechen und das Wohlwollen, mit dem er menschliche Verirrungen auf Zeit- und Milieuverhältnisse zurückzuführen versteht.

Nach Fuchs ist das ganze sexuelle Leben aller Völker und Zeiten der Ausfluß der jeweiligen pekuniären, resp. volkswirtschaftlichen Verhältnisse. Immer wieder tritt er für diese Einsicht, die er mit unerbittlicher Logik belegt, ein, und sein ganzes, großartiges Aktienmaterial ist im Grunde genommen nichts anderes, als die Beweisantretung für diese schon von Kautsky aufgestellte, aller Geschichtsforschung mit Recht ins Gesicht schlagende Hypothese. Aus ihr, der zufolge er jeden seiner Bände mit einer umfassenden volkswirtschaftlichen Darstellung der just zu behandelnden Zeitepoche einleitet, heraus ent-

widelt er denn auch die Grundelemente und Richtlinien seiner Darlegungen, deren Ausführungen wiederum zahlreiche literarische und künstlerische Dokumente belegen. Auf diese Weise entsteht ein Ganzes, das, obwohl es nur das Teilgebiet der geschlechtlichen Moral, d. h. jene Formen und Gebiete darstellt, in denen einzig und allein das Geschlechtliche sich manifestiert, zugleich doch auch Ausblicke auf verwandte Gebiete und somit auf das gesamte Gebiet der Sittengeschichte gewährt.

So konnte Fuchs sein Werk mit vollem Recht eine „Sittengeschichte“ nennen. Eine solche wäre es schon darum, weil es den wichtigsten Abschnitt derselben, der stets für alles andere von einschneidendster Bedeutung war, behandelt.

Dr. S. Markus

Richard M. Meyer. Goethe und seine Freunde im Briefwechsel. Verlag von Georg Bondi, Berlin. **Julius Zeitler.** Deutsche Freundesbriefe aus sechs Jahrhunderten. Verlag von Julius Zeitler, Leipzig.

Daß wir Mangel litten an zweckmäßigen Auswahlbänden Goethescher Briefe, kann nicht eben behauptet werden. Und doch möchte ich das Unternehmen, das der Verlag Georg Bondi mit Hilfe des Berliner Literaturhistorikers Richard M. Meyer ans Tageslicht befördert, nicht missen. Von voraussichtlich drei Bänden, die uns einen Einblick in den Goetheschen Briefwechsel gewähren sollen, liegt der erste Band vor, der schon durch sein äußeres Gewand und die vortreffliche, unter Melchior Lehters Leitung besorgte Ausstattung, sich vorteilhaft einführt. Bestärkt und erhöht wird dieser Eindruck noch durch die Art der Herausgabe. Halten wir Umschau bei den vorhandenen Sammlungen von Goethes Briefen, so fällt uns vor allem ihre Einseitigkeit ins Auge: wir haben nur Briefe aus

Goethes Feder; es fehlen aber sowohl diejenigen Korrespondenzen, die Goethes Gedanken auslösten; anderseits vermiffen wir auch die auf Goethes Briefe erfolgten Antworten. Einen richtigen Einblick in den Briefwechsel also geben die bisherigen Sammlungen nicht: Goethe allein führte das Wort. Rich. M. Meyer, der in seiner deutschen Stilistik viel Zutreffendes über den deutschen Brief geschrieben, hat sich nun daran gemacht, uns Goethe im Briefwechsel mit seinen Freunden vorzuführen und erreicht damit vollkommen die von ihm beabsichtigte Wirkung.

In einer ebenso interessanten als tief gefaßten Einleitung führt uns der Herausgeber in Goethes brieflichen Verkehr ein und gibt dann eine feinsinnige Analyse der goetheschen Briefform und des Brieftextes, durch dessen sämtliche Wandlungen wir geführt werden. Den einzelnen Kapiteln, deren jedes eine treffliche Auswahl eines abgeschlossenen Briefwechsels enthält, schickt der Herausgeber jeweilen eine Charakteristik des betreffenden männlichen oder weiblichen Korrespondenten voraus. Die 290 in je zwei (im ganzen in 580) Spalten geteilten Seiten Groß-Oktav enthalten Auswahlen aus Goethes Briefwechsel mit Mutter und Schwester, den Jugendfreunden Riese, Behrisch, Dser, Rätchen Schönkopf zc., Merck, Herder, mit Kestner und den Seinen, Sophie Laroche; ferner die Korrespondenz mit Lavater, F. H. Jakobi, Bürger, Klopstock, Knebel, der Gräfin Stollberg, mit Herzog Karl August, Wieland, den Briefen an den Komponisten Kayser. Den Schluß des Bandes bilden die Anmerkungen.

Das Buch wurde zweifarbig in großer Behrens-Antiqua gedruckt und wird sich trotz der Meinung der seligen Frau Rat, die lateinischen Lettern seien zum Schaden der Menschheit, „wie ein Lustgarten der Ari-

stokraten . . . wo niemand als Noblesse — und Leute mit Stern und Bändern hinein dürfen —“ zu einer vorbildlichen Auswahl Goetheschen Briefwechsels gestalten und als solche eine hervorragende Stelle in der deutschen Briefliteratur einnehmen.

Nicht eindringlich genug überhaupt kann auf Briefliteratur unserer Tage hingewiesen werden. Das Zeitalter der Ansichtspostkarte und des Telegramms hat nachteilig genug auf die Entwicklung des deutschen Briefes eingewirkt, und so können wir den Herausgebern älterer Briefdokumente nur dankbar sein, wenn sie ein Stück jener Blütezeit des deutschen Briefverkehrs wieder vor uns aufleben lassen. Von diesem Gedanken geleitet werden auch die aus dem Verlage von Julius Zeitler in Leipzig hervorgehenden Brief-Bücher entstanden sein. Die Sammlung „Deutsche Freundschaftsbriefe aus sechs Jahrhunderten“, welche Dr. Julius Zeitler herausgegeben und eingeleitet hat, entfalten ein prächtiges Bild deutscher Freundschaft und deutschen Freundschaftslebens. In den 355 Briefen tritt das plastisch heraus, was der Herausgeber in seiner Einführung betont: „Deutsche Freundschaft ist eines der edelsten Besitztümer unseres Volkes. Sie lebt in der Sage, von den Blutsbrüderschaften der Ahnen klingt sie herauf, schon von der Edda bis zum Lied des herrlichen Theodorich von Bern vernehmen wir ihr mächtiges Walten. Und immer mehr entfaltet sie sich durch Jahrhunderte hin, auch wenn wir erst beim Ausgang des Mittelalters anfangen, schriftliche Dokumente im modernen Sinne für sie zu besitzen. Aber von da an geht es wie ein Strom des Reichtums vorwärts; Freundespaar reiht sich an Freundespaar, Scharen von solchen wieder an Scharen, bis die Entwicklung im 18. und im 19. Jahrhundert zu ihrer Höhe gelangt. Die hun-

dert Jahre von 1750 bis 1850 kann man mit Recht das goldene Zeitalter der Freundschaft nennen.“

Aus dieser ganzen Zeitfolge aber schöpft der Herausgeber mit sicherer Hand das Beste und Wertvollste, indem er auch nicht vergißt die nötigen Anhaltspunkte in Anmerkungen niederzulegen. M. R. K.

Bismarck. Sein Leben und sein Werk. Von Gottlob Egelhaaf. Stuttgart, Carl Krabbe Verlag, Erich Gutzmann, 1911.

Es ist eigentlich erstaunlich, wie wenig die deutsche historische Wissenschaft sich um die neueste vaterländische Geschichte kümmert oder dann sich auf Einzeluntersuchungen beschränkt. Es spricht das einerseits von einem lobenswerten Ernst, mit dem der Deutsche immer noch an wissenschaftliche Fragen herangeht; andererseits aber zieht manchen deutschen Wissenschaftler ein philologisches oder romantisches Zöpfchen unwiderstehlich rückwärts ins Altertum und Mittelalter und läßt ihn leider immer noch nicht in der Gegenwart aufgehen.

So hat Frankreich vor Deutschland eine eingehende und doch handliche Biographie Bismarcks erhalten: Paul Matter, Bismarck et son temps, 3 vol., ganz abgesehen von der kürzern, geistreichern aus der Feder Andlers. Denn von Erich Marcks gründlichem Werk ist erst ein Band erschienen.

Egelhaaf, der mit seiner „Geschichte der neuesten Zeit“ und den schon dreimal erschienenen „Politischen Jahresübersichten“ wirklich vorhandene Lücken ausfüllte, der auch durch mehrere Studien zur Bismarck-Geschichte sich verdient gemacht hat und das Bismarck-Problem wohl schon seit Jahrzehnten ebenso mit wissenschaftlichem Eifer wie als Patriot verfolgte: Er hat sich nun in vorgerücktem Alter noch daran gemacht, eine nicht zu knapp und nicht zu ausführlich gehaltene Darstellung

von Bismarcks Leben von wissenschaftlichem Werte zu schreiben. Die neuesten Forschungen sollten genießbar gemacht und ein Einblick gewährt werden, wie diese Ergebnisse gewonnen wurden.

Wie ist nun Egelhaaf seiner Aufgabe gerecht geworden? Manche Abschnitte sind einfach mit mehr oder weniger großen Änderungen aus seiner Geschichte der neuesten Zeit übernommen; es ist also nicht ein vollständig neues Werk. Bis 1848 konnte er Forschungen Erich Marks verwerten: Dann aber liegen an manchen Stellen unveröffentlichtes Material, persönliche Mitteilungen Eingeweihter und gründliche Privatstudien zugrunde. Die Verschmelzung all dieser Elemente zu einem Guß ist ihm nun recht wohl gelungen. Das Bindemittel war nicht in letzter Linie eine jugendliche Begeisterung für den Gegenstand, das Herzblut, mit dem Egelhaaf nach eigenem Geständnis geschrieben hat.

Schön ist, wie Egelhaaf den Heros vor unsern Augen erstehen läßt, so daß dann am Schluß die Apotheose Bismarcks bei der Zusammenstellung der fünf größten Deutschen, Karls des Großen, Luthers, Friedrichs des Großen, Goethes und Bismarcks, wohl begründet erscheint. Denn Egelhaaf rühmt nicht nur phrasenhaft, sondern er wägt die Taten und ihre Bedeutung für Gegenwart und Zukunft.

Aber uns Kühlern und Bismarcks Persönlichkeit wohl auch kühler beurteilenden Schweizern muß doch da und dort ein Bedenken aufstoßen. Die Begeisterung für die gigantischen Leistungen seines Helden läßt den Autor Schattenseiten übersehen, die in einem Buche von wissenschaftlichem Wert nicht unerwähnt bleiben dürfen. Und hätte Egelhaaf uns seinen Bismarck nicht menschlich noch näher gebracht, wenn er gerade diese Schwächen als Schatten neben das Licht ge-

stellt hätte? Die Härten, die bei Bismarck manchmal unangenehm hervortraten, werden mit der Erzählung wirklich rührender Familienszenen nicht weggeblasen. Und tritt nicht hie und da der nationalliberale Standpunkt des Biographen zu stark hervor, wie bei der Darstellung der Geestemünder Reichstagskandidatur Bismarcks vom Jahr 1891 und auch sonst bei der Beurteilung der Parteien? Oder Egelhaafs religiöser Standpunkt bei der Erwähnung von Bismarcks religiösem Empfinden? Ganz allgemein: Ist das Buch für ein wissenschaftliches Werk nicht stellenweise zu subjektiv gehalten?

Egelhaaf scheint ein sehr tatkräftiger Mann zu sein. Während er insofgedessen leicht zu subjektiver Einseitigkeit verleitet werden konnte — übrigens nicht so sehr, daß das Gesamtbild wesentlich beeinträchtigt würde — so hat anderseits der Stoff dadurch eine Behandlung erfahren, daß die Lektüre ein wahrer Genuß ist und jedem warm empfohlen werden kann. Eugen Geiger

Sprache und Dichtung. Forschungen zur Linguistik und Literaturwissenschaft. Von Prof. Dr. Harry Maync und Prof. Dr. S. Singer, Heft 1. Die altdeutschen Fragmente von König Tirol und Fridebrant. Von Harry Maync. Tübingen, Mohr, 1910.

Unter den zahlreichen väterlichen Ermahnungen an Söhne, welche die Weltliteratur und insbesondere auch das deutsche Schrifttum kennt, nimmt das mittelhochdeutsche Gedicht „König Tirol von Schotten und Fridebrant sein Sohn“ eine beachtenswerte Stelle ein. Die bisherige philologisch-literarhistorische Behandlung desselben war keineswegs erschöpfend, eine Revision der Akten und eine systematisch-methodische Prüfung war nötig. Prof. Maync hat sich in seinem Buch die Aufgabe gestellt, die zwei erhaltenen, freilich sehr dürftigen

Bruchstücke, das didaktische in der großen Heidelberger Liederhandschrift C (C-Bruchstück), und die zweite epische, aus Jakob Grimms Besitz stammende Handschrift (G-Bruchstück), welche letztere er durch den Nachlaßverwalter Hermann Grimms, Prof. Dr. Reinhold Steig in Berlin, zur Verfügung erhielt, zunächst einzeln zu untersuchen und ihre Quellen aufzuzeigen, dann die Wechselbeziehungen zwischen ihnen darzulegen und eine höhere Einheit zu finden. Wir verfolgen hier das nicht ganz leichte Ziel, ein größeres Publikum von Nichtfachleuten mit dem Hauptinhalt der vorzüglichen, aber rein philologischen Publikation bekannt zu machen.

Der Verfasser bespricht eingangs die Handschrift C und ihre Ausgaben; mit der jüngsten, besten Edition von Leizmann, 1888, setzt er sich gründlich auseinander. Die Handschrift C ist ein Doppelfragment, die Strophe 25 bildet die Scheide. Daß Strophe 1—24 des Gedichts, so wie es in C vorliegt, nur ein Zusatz sei (Behauptung von Leizmann), lehnt Prof. Maync ab, er sieht, hauptsächlich infolge der vielen vorhandenen Verzahnungen, in den beiden Teilen zwei einander entsprechende Stücke einer größeren Dichtung, die nur künstlich und wenig geschickt wieder verknüpft wurden, als das sie ursprünglich verbindende geistige Band verloren gegangen war. Die Inhaltsanalyse, die er mit dem zweiten Teil beginnt, also von Strophe 26 ab, die „Lehren Tirols an seinen Sohn“ entschädigen den Leser zuerst für die Mühsal, die manche Partien der Schrift bereiten. In der Tat steckt ein schöner ethischer Gehalt in diesen Lehren, wenn auch Gottscheds Urteil über dieselben zusammen mit dem über die nahverwandten Gedichte „Winsbecke“ und „Winsbeckin“ etwas zu enthusiastisch erscheint. Die Lehren sind teils gemein-

menschlich, teils allgemein-germanisch, aber unterscheiden sich nicht von einem sonstigen mittelalterlichen Fürstenspiegel. Hier nimmt Maync schon voraus, daß der Tirol zur Schule Wolframs gehört, sogar bezieht der Tiroler Dichter selbst sich auf den Parzival.

Die Behandlung des epischen Fragments G ist besonders gehaltreich, weil, wie wir anfangs erwähnten, der Verfasser hier die Handschrift Jakob Grimms selbst einsah und zugrunde legte, was den Vorgängern Mayncs nicht möglich war. Dieselbe stammt aus dem Schluß des 13. Jahrhunderts. Der Wert des Textes ist wenig bedeutend, da der Schreiber verständnislos war und alle nur möglichen Fehler beging. Die große Sorgfalt und Subtilität der vorliegenden Untersuchung kommt dem Leser hier aufs deutlichste zum Bewußtsein, wo einige Fehler und Mängel Jakob Grimms mit guten Gründen aufgedeckt werden. In immer erneuten Kollationen fand der Herausgeber mit den Herren Prof. Singer und Türler, daß der Grimmsche Abdruck durchaus nicht diplomatisch treu ist, was eingehend dargelegt wird. Die Kritik und Herstellung des Textes durch Prof. Maync ist zweifellos vortrefflich. Übrigens ist neben dem Text dem Buch auf 4 Tafeln ein auf $\frac{1}{5}$ verkleinertes Autotypie-Faksimile der Negativphotographie der Handschrift G zur Ergänzung und Illustrierung beigegeben.

Den Schluß der Untersuchung bildet eine Skizzierung, wie man sich die angenommene Verflechtung der verschiedenartigen erhaltenen Bruchstücke C und G wohl etwa denken könnte. Eine Wiedergabe verbietet sich uns; jeder, welcher dem Referenten folgte, wird das Mayncsche Buch selbst in die Hand zu bekommen sich Mühe geben, um diesen geistvollen Versuch dort zu lesen. Doch man verwundert sich als

über eine Unbegreiflichkeit, daß von dem beliebten und vielbezeugten Tirol-Friedbrant-Epos nur so geringe Bruchstücke auf uns gekommen sind? Mit einer Reihe moderner Beispiele schlägt Prof. Maync solche Stimmen zurück: kann man doch etwa die ersten Drucke von G. Kellers vierbändigem „Grünem Heinrich“ schon heute, erst 50 Jahre nach Erscheinen, kaum noch aufreiben! Dies gibt uns Anlaß, noch ausdrücklich darauf hinzuweisen, wie der Verfasser durch das ganze Buch interessante Bemerkungen einstreut aus der neuhochdeutschen Literaturhistorie. Dadurch wird die gründliche Schrift, in welcher der Forscher dem mittelhochdeutschen Gebiet seine Kraft schenkte, für jedermann fesselnder, und diese Verbindung zwingt uns erst recht zu voller Anerkennung des Buches. **Otto Volkart**

Bengt Berg: Der Seefall. Verlag Albert Ahn. Bonn 1910.

Die Poesie des hohen unwirklichen Nordens in konzentrierter und suggestiver Form, von einem wirklichen Dichter geschaut und erlebt und von einem ganzen Künstler gestaltet. Ein schmales liebenswürdiges Buch, das man schnell durchgelesen hat, aber immer wieder zur Hand nimmt, um mit dem Verfasser, einem jungen schwedischen Naturforscher, der selbst Jahre lang unter den Lappen lebte, die fremden Berggegenden des nördlichsten Landzipfels zu durchstreifen, einen tiefen Einblick zu tun in das Leben, besonders in das Gemütsleben der primitiven Nomaden. Vor allem liebt man immer wieder die eingeflochtene, fast zur Hauptsache gewordene Lebensgeschichte des Jungbären, dessen Seelenleben uns der nordische Tierfreund mit entzückender Kunst erschließt. Wir Berner, die wir ohnedies mit den Bären auf dem vertrauten Dußfuß leben, müssen mit ganz besonderer Freude dieses Tierschicksal, das uns ohne jede Phantastik bis in die feinsten Re-

gungen des Innenlebens aufgedeckt wird, kennen lernen. Der junge Lappe und der junge Bär, wie zwei äußere Formen desselben Lebens gehen sie durch die gewaltige Schönheit der fremdartigen Natur. **Bloesch**

Carl Ludwig Schleich: Von der Seele. Verlag S. Fischer, Berlin.

Hier plaudert ein berühmter Chirurg mit uns vom Wesen des Humors und des Rhythmus, von Schlaf und Traum, Instinkt und Spiel, von Glaube und Wissenschaft, von der Musik als Erzieherin und vom Mysterium der Ernährung. Es ist ein Künstler, der hier zu uns spricht. Aber während der schaffende Poet die Menschen vor uns hinstellt, wie er sie sieht, ohne ihr Handeln wissenschaftlich zu ergründen, gibt Schleich Entwicklungen, Kausalitäten und Ergebnisse. Er ist ein scharfer Gegner jeder Form des Materialismus, und es ist für seine ganze Form der Weltbetrachtung charakteristisch, daß er wiederholt zum Volksbewußtsein zurückkehrt, so etwa, wenn er im Herzen nicht nur eine Druckpumpe, sondern einen wichtigen Faktor unseres Seelenlebens sieht. Am deutlichsten drückt sich Schleichs Forschungsmethode in dem Kapitel „Religion und Wissenschaft“ aus, das gerade in unsern Tagen, in der Zeit des Kampfes um den Modernisteneid, viel Aufsehen erregen wird. Schleich kommt zu dem Resultat, daß nie eine Wissenschaft das religiöse Empfinden auslöschen, daß aber auch nie ein Glaube sich den Resultaten der Wissenschaft entgegenstellen kann. Es ist ein höchst interessantes, persönliches und darum wiederholt zum Widerspruch anreizendes Buch. **K. G. Wndr.**

Hermann Bahr: O M e n s c h. Verlag S. Fischer, Berlin.

Dieses neue Werk des Dichters des „Konzerts“ ist in einer Reihe von zwölf Romanen Bahrs, die das Leben des modernen Österreichs schildern sollen, der dritte. Der

erste heißt „Die Kahl“, der zweite „Drut“. Eigentlich aber ist dieser Roman gar kein Roman, sondern eine Reihe lose aneinandergereihter, entzückender Plaudereien. Man kommt, wenn man dieses Buch liest, aus dem Lächeln nicht heraus. Eine Reihe der tollsten Gestalten treibt darin ihr Unwesen: der Kammerfänger Ignaz Fiecht mit seiner deutschen Seele, der Hofrat, die verliebte Gräfin, der des Gefanges beflissene Prinz, die Maler Höfelfind und Kadauner und der berühmte Theaterdirektor Jason, der uns schon aus der „Gelben Nachtigall“ bekannt ist. Jeder dieser Menschen ist ein wenig genial und ein wenig verrückt, und alle sind sie so geistreich und witzig wie Hermann Bahr selbst. Mit einem sprühenden Gespräch zwischen Ignaz Fiecht und seiner Schwester setzt das Buch ein. Die Grundtöne werden angeschlagen, welche dann mit spielerischer Hand zu einem komischen Ende geführt werden. Und man freut sich immer wieder, wenn in dem oft allzu großen Wirrwarr Anneliese, die Schwester des Sängers, auftaucht, die unter all diesen Gestalten die Ruhe und Gesundheit verkörpert.

K. G. Wndr.

Hans Bethge: Hafis. Insel-Verlag, Leipzig.

Der Insel-Verlag hat seine Ausgaben der Dichtungen des Orients um ein neues Werk bereichert. Er hat durch Hans Bethge einige der schönsten Lieder des Hafis nachdichten lassen und veröffentlicht sie in apartter Ausstattung in der Art der Blockbücher.

Es war die Dichtung Persiens, welche einst in der Übertragung Hammer-Purgstalls einen Goethe begeisterte und ihn zu seinem „West-östlichen Divan“ anregte, es war die Hafis-Übersetzung von dem viel zu wenig bekannten G. Fr. Daumer, welche die Grundlage einiger der schönsten Lieder von Brahms bildet. Wer aber weiß heute noch etwas von Hafis, den lange Jahrhunderte als den größten Lyriker Persiens bewunderten? Er lebte im Anfang des 14. Jahrhunderts und soll 1383 gestorben sein. Sein richtiger Name war Mohammed Schemseddin. Er war Derwisch, Koranausleger und Gelehrter und berühmt und gefeiert als „Dolmetsch der Geheimnisse“. Zur Überraschung seiner Zeitgenossen veröffentlichten seine Freunde aus seinem Nachlaß die herrlichsten Liebeslieder, und die Kirche suchte diese Sünde in der Art zu entschuldigen, daß sie diese Gedichte geistig-religiös zu erklären suchte. In Wahrheit war Hafis der echte Anakreon des Mittelalters. Er hat von der Schönheit des Lebens und der Liebe, vom Wein und vom Trinken, von gebrochenen Herzen und von unwiderstehlichen Frauen gesungen. Bethge hat aus seinem Lebenswerk eine Auswahl getroffen, die mehr von der Möglichkeit einer guten Um-dichtung, als vom künstlerischen Wert des Originals abhängig ist. Seine feinsinnigen und geschmackvollen Übertragungen werden gewiß den großen Lebenskünstler und Dichter Hafis unserer Zeit zurückgewinnen.

K. G. Wndr.

Für den Inhalt verantwortlich der Herausgeber: Franz Otto Schmid. Schriftleitung: Dr. Hans Bloesch. Alle Zusendungen sind unpersönlich an die Schriftleitung „Die Alpen“ in Bern zu senden. Der Nachdruck einzelner Originalartikel ist nur unter genauer Quellenangabe gestattet. — Druck und Verlag von Dr. Gustav Grunau in Bern.